

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 259: 22

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Kreis-Gehen
Fremd-Gehen
Rom-Sehen
Stahl-Berg
Beton-Block
Stick-Luft
Frei-Luft
Voll-Leere
Laut-Stille
Reise-Fick-dich

Die Eigenlogik des Schalenmenschen

Frédéric Zwicker's Debut *Hier können Sie im Kreis gehen* ist eine groteske Demenz-Studie.

TEXT: CLAIRE PLASSARD



Frédéric Zwicker

Hier
können
Sie im Kreis
gehen

Roman

NAGEL & KIMCHE

Johannes Kehr entscheidet sich mit 91 Jahren, ins Pflegeheim zu gehen. Es ist nicht so, dass Kehr auf Hilfe angewiesen wäre, zumindest noch nicht: Er täuscht seine Demenz vor, um selbst, quasi als letztes Stück Autonomie seines Lebens, auch über seine letzte Station zu entscheiden und gleichzeitig nur ja keinem Familienmitglied zur Last zu fallen, am allerwenigsten der geliebten Enkeltochter.

Die Marseillaise auf dem Xylophon

Was Kehr fortan im Kreis der tatsächlich dementen Bewohnerinnen und Bewohner des Pflegeheims erlebt, ist tragisch, unterhaltsam und nicht selten beides zusammen: Saiten-Redaktor, Texter und neu Buchautor Frédéric Zwicker, 1983 geboren und als Sänger der Band Knuts Koffer bekannt, mag manche Szene aus seinem Debütroman aus eigenen Beobachtungen zusammengetragen haben, zumal er seinen Zivildienst im Pflegeheim leistete. Der spürbare erzählerische Respekt gegenüber dem Hauptprotagonisten selbst und allen alternden Figuren, die Kehrs Weg durch die Gänge, Aufenthaltsräume und Privatzimmer des Pflegeheims kreuzen, zeugt von einer tiefen Auseinandersetzung mit der Schonungslosigkeit des Alters, wie sie wohl nur durch direkte Konfrontation mit ihr entstehen kann.

Frédéric Zwicker hat mit *Hier können Sie im Kreis gehen* ein Buch vorgelegt, das gut 160 Seiten in 119 kürzere und längere Sequenzen unterteilt. Sie beinhalten Lebenserinnerungen des Ich-Erzählers Kehr, die er gerne einer Fotografie seiner Enkelin Sophie oder der flanierenden Pflegeheimkatze vorträgt, aber auch etliche Momentaufnahmen sowie Gesprächsfetzen im Heim, in welchen immer wieder eine unglaubliche Situationskomik an den Tag gelegt wird. Was für ein wunderbar groteskes Bild etwa in Sequenz 41, wenn die Tür zum Gymnastik- und Musikzimmer aufgeht und Kehr, seine Demenz vortäuschend, auf einem Xylophon die Marseillaise spielt: Da braucht Autor Zwicker auch nicht mehr, als dem Hauptprotagonisten Kehr ein «Hallihallo» in den Mund zu legen, wenn die erstaunte Pflegerin ins Zimmer eintritt, damit die Leserin des Buches in Gelächter ausbricht und im Zugabteil maximal entgeisterte Blicke erntet.

Fingerzeig auf ein gewaltvolles Drama

Szenen wie die beschriebene Sequenz 41 finden sich in *Hier können Sie im Kreis gehen* zuhauf, ohne dass Zwicker's Buch dabei in irgendeiner erzählerischen Hinsicht an Ernst und Ernsthaftigkeit der Lage, wenn sich ein Menschenleben seinem Ende zuneigt, einbüßen würde. Im Gegenteil: Respektvoll, wenn auch schohnungslos werden diejenigen Menschen um Hauptprotagonist Kehr porträtiert, die beim Essen sabbern und

ihr Glas verschütten, andere, deren sexuelle Potenz auch im hohen Alter nicht nachgelassen hat, und wieder andere, ja Traurigere, die im Heim mehr oder weniger still vor sich hinvegetieren und auf den Tod warten.

Zwicker's facettenreicher Fingerzeig ins Pflegeheim ruft die schmerzhafte Erkenntnis aus Simone de Beauvoirs Roman *Une mort très douce* wach: dass ein sogenannt «sanfter Tod» oder ein «sanftes Sterben» als Euphemismus für etwas dient, das in Tat und Wahrheit ein gewaltvolles Drama ist. Bei aller Situationskomik ist *Hier können Sie im Kreis gehen* als Ganzes eben nicht unbedingt eine leichtlebige Lektüre. Die eindrückliche und wiederkehrende Beschreibung des «Schalenmenschen» – eine grossartige Wortschöpfung Zwicker's für einen dementen Menschen – der nach eigener, für Aussehende unverständlicher Logik und Gesetzgebung funktioniert, lässt mich leer schlucken und evoziert während der Lektüre mehr als ein Mal Erinnerungen an einen nasskalten Berliner Abend, an dem ich nach einer Aufführung von Michael Hanekes *Amour* den Kinosaal mit einem Herzen, das schwerer als ein vollgesogener Schwamm war, verliess. (Ob dies auf besondere Dünnhäutigkeit gegenüber künstlerischen Auseinandersetzungen mit dem Thema Demenz hinweist, die nicht auf Saiten-Leserinnen und Leser übertragbar ist, sei dahingestellt.)

Die grossen Momente der Zerrüttung

Hauptprotagonist Kehr spielt sein Spiel im Pflegeheim bis zu einem einschneidenden Moment, bei dem er aufzufliegen droht; das Spiel wird dabei von Sequenzen gerahmt, in denen Kehr sein Leben retrospektiv betrachtet. Der Tod, und das ist die Erkenntnis Kehrs, war immer schon präsent: Es sind vor allem Suizide und andere Todesfälle, die sich Kehr besonders ins Gedächtnis eingebrennt haben. Aber eben auch die Liebe, die Kehr als tiefe Verbundenheit zu Enkelin Sophie bereits am Tag ihrer Geburt spürt oder schmerzhafter, in Form von brennender Leidenschaft für eine, wenn nicht die grosse Liebe des Lebens, die nie ganz werden durfte.

Was sind die Erinnerungen, die am Ende eines Lebens bleiben? Möglicherweise sind es weniger die harmonischen, von Stabilität geprägten Perioden, als punktuell jene grossen Momentaufnahmen, welche die Seele zerrütteten, im Schlimmsten wie im Schönsten. *Hier können Sie im Kreis gehen* bietet eine bewegende Lektüre über einen Aspekt des Lebens, mit dem wir alle, früher oder später, in irgendeiner Weise, konfrontiert werden.

Frédéric Zwicker: *Hier können Sie im Kreis gehen*. Nagel & Kimche, Zürich, 2016. Fr. 27.90.

Komm herein, mein Kätzchen

1

Komm nur herein, mein Kätzchen, komm herein. Die Tür war wohl offen ? Ich habe das Hörgerät nicht eingesetzt. Aber du gehst ohnehin auf leisen Pfoten. Das mag ich an dir. Hunde sind mir zu menschlich mit ihrem Gepolter, Gehechel und Gebell. Erlaube, dass ich die Tür schließe. Wenn du rauswillst, melde dich. Ich lege mich hin. Heute bin ich müde, weiß der Kuckuck, warum. Ja, komm nur her. Leg dich zu mir. Wie schön du schnurrst, wenn ich dir den Nacken kraule. Lass dich von mir nicht stören. Ich denke und rede vor mich hin. Mein Schlaf kommt nicht so rasch wie deiner, und Denken ist eine gute Beschäftigung. Wo war ich ? Selbst wenn der Kopf noch taugt, früher taugte er einfach mehr. Was man von mir sagen würde. Das hatte ich mir gerade überlegt. Für viele die entscheidende Frage. «Verrückt», würde das Urteil lauten, wenn ich sie unter den Schleier blicken ließe. Einundneunzig Jahre alt, herzlos und verrückt. Aber so weit kommt es nicht. Der Vorhang bleibt unten. Bleibt sitzen, ihr Richter und Henker. Ihr sitzt so bequem. Ich habe das Gericht inzwischen durch die Hintertür verlassen. Aber an Nachschub für die Anklagebank mangelt es euch ja nie.

Ich habe lange zugeschaut. Als ich jung war, sah ich die Leute alt werden und verblasen. Sie entfernen sich scheinbar von mir, es war die Vergänglichkeit, die ich den Menschen ansah. Ich hatte alles vor mir. Mein Leben hatte noch gar nicht angefangen. Später sah ich die Menschen dann zu mir heranwachsen. Ich hatte sie überholt, und sie waren mir auf den Fersen. Und bald fühlte ich mich in die Enge getrieben. Den Weg nach vorn versperre mir der Tod, der immer unverhohlener auf mich schielte, während er erst sporadisch, bald regelmäßig an die Türen meiner Bekannten klopfte. Er war mir ein altbekannter und doch nicht minder unsympathischer Begleiter.

Die meisten sehen es falsch. Sie glauben, die Alten würden abgehängt. Sie glauben, die Alten verlören den Anschluss, weil der Zahn der Zeit ihre Geister und Körper daran hindert, mit dem rasenden Fortschritt mitzuhalten. Das stimmt aber nicht. Der Fortschritt gestaltet nur die Kulisse. Und in diesem ewigen Trauerspiel liegen die Alten immer vorn.

Letzter Akt: die letzte Sünde. Anstatt ihre verbleibende Zeit in die Hand zu nehmen, anstatt nach vorne zu schauen, wie sie es früher immer wollten, drehen sie sich um. Sie schauen ihren Kindern und Kindeskindern beim Wettkampf zu und kommentieren jeden Atemzug. Viele sind so bösartig, ihre Verfolger anzufeuern, obwohl sie deutlich sehen, dass hinter der Ziellinie nur Ödland liegt.

Entschuldige, Kätzchen, du hast es dir bequem gemacht. Aber ich muss mich bewegen. Mein Rücken zwickt. Und die Schulter. Bleib du auf dem Bett, ich setz mich in den Sessel. Ein Hochzeitsgeschenk von meinen Schwiegereltern. Seit fünfundfünfzig Jahren habe ich ihn schon. Man sieht es ihm an. «Runter von Vaters Sessel», schimpfte Ursula immer, wenn die Kinder darauf herumtollten. So ist es besser. Der Sessel ist meinen Körper gewohnt. Das Bett hätte da noch viel zu lernen. Aber es wäre wohl vergegebene Mühe.

Die Erinnerung bleibt. Die Erinnerung und, in meinem Fall, ein Sessel. Manchmal würde ich auch gern die Erinnerung verlieren. Obwohl, das ist dummes Geschwätz.

Genug geruht ? Du bist jung. Was wären meine einundneunzig Jahre wohl in Katzenjahren ? Ich mache dir die Tür auf. Auf Wiedersehen, Kätzchen. Danke fürs Gespräch. Ein besseres hatte ich lange nicht.

2

[...]

3

Am liebsten ist mir der Gedanke, dass ich es aus Liebe tue. Das ist nicht einmal die halbe Wahrheit. Aber das Leben hat mich gelehrt, dass die Liebe fast immer bloß die halbe Wahrheit ist. In meinem Fall ist auch eine gehörige Prise Eigennutz dabei, das gebe ich zu.

In unserer Gesellschaft werden ich und meinesgleichen als Gnadenbrottempfinger angesehen. Ich will das nicht verurteilen. Ich stelle nur fest, wie ich es empfinde. Für die Jungen ist es selbstverständlich, dass sie unsere Zügel in den Händen halten. Ich habe mir erlaubt, meine Zügel ein letztes Mal zu greifen. Und um sicherzugehen, dass mir niemand meinen Gaul lahm- oder meinen Hintern weichreden konnte, habe ich gesattelt, ohne jemandem davon zu erzählen, und bin in eine Richtung geritten, in die mir niemand folgen kann.

Leseprobe aus *Hier können Sie im Kreis gehen* von Frédéric Zwicker.

Seelenverwerfungen

Lisa Elsässer, Autorin in Walenstadt, entwirft in ihrem ersten Roman *Fremdgehen* eine Zweierbeziehung der leisen Töne.

TEXT: PETER SURBER



«Es ist eine alte Geschichte, / Doch bleibt sie immer neu, / Und wem sie just passiert, / Dem bricht das Herz entzwei.» Die Verse von Heinrich Heine treffen mit leicht veränderten Vorzeichen auch auf die Geschichte zu, die Lisa Elsässer in ihrem ersten Roman *Fremdgehen* erzählt. Sind es bei Heine ein Jüngling und ein Mädchen, die sich ver- und entlieben, so treffen bei Elsässer eine Frau und ein Mann im sogenannten «besten» Alter aufeinander. Und bricht bei Heine am Ende «das Herz entzwei», so bleiben in Elsässers Liebesgeschichte zwei Menschen mit Kratzern in der Herzgegend und mit der Einsicht zurück, sich nicht wirklich kennengelernt zu haben.

Die Liebe kommt fast unbemerkt

Ein unspektakuläres Ende für eine Fremdgängerei, die ebenso unspektakulär beginnt. Julia und Lino lernen sich beiläufig kennen an einem Kongress, bei dem es um Thomas Bernhards Roman *Kalkwerk* geht; wollte man darin einen (im Buch nicht weiter ausgeführten) Fingerzeig sehen, so allenfalls den Verweis auf die Ehehölle, in der Bernhards Protagonisten stecken. Elsässers Figuren aber scheinen sich mit ihren jeweiligen Ehepartnern, die man nicht kennenernt, einigermassen pragmatisch auseinandergelebt zu haben. Keine Ehehölle, kein Drama, wie es sonst zum Fremdgehen gehört, keine gesellschaftlichen Moralkeulen – überhaupt taucht die «Gesellschaft» in diesem Roman kaum auf, ausser als Kulisse: wechselnde Städte und ein Ort am Meer, wo sich Julia und Lino treffen. Und ab und zu sind Reaktionen von Bekannten angedeutet: «Das Schwierige ist: Ganz unerschrocken weiterleben, und ja – noch schwieriger: Ich soll aussehen wie immer, wie immer! Das ist hart. Seit ich fremdgehe, ist das Aussehen anders geworden. Du siehst so glücklich aus, sagen einige. Ich schweige und schaue weg!»

Das Drama dieses Romans ist subtil. Es spielt sich über genau deklarierte drei Jahre ab, Frühling, Sommer, Herbst 2005, verdichtet über die Wintermonate, sporadischer ab Sommer/Herbst 2006, nur noch angedeutet 2007 und beendet durch die im Eingangskapitel des Romans vorweggenommene Trennung im Spätherbst 2008. Es beginnt mit Briefen, täglichen Botschaften zweier kaum Bekannter, die langsam zutraulicher werden, die nach und nach den Ton wechseln, fast nur «ein Zittern» oder hörbar wie «Regen, der auf Blätter fällt», bis zum Geständnis, sich verliebt zu haben, und bis zum Entscheid: «Komm, wir fahren ans Meer!».

Auf unbegangenem Terrain

Die Briefe im Originalton machen weite Strecken des Buchs aus, dazwischen gestreut sind die erzählten Begegnungen der beiden aus der Optik der Frau. Sie ist auch die kritische Instanz dieser Beziehung auf Zeit. Sie ist die, die den «Strudel», das «unbegangene Terrain» der Beziehung zu benennen versucht und zugleich die Worte fürchtet für diesen inneren «Belagerungszustand». Sie ist es auch, die mit hoher Empfindlichkeit auf die aus einem Brief erahnbare «Unentschiedenheit» des Liebhabers reagiert, ihn als «mutlos» oder «theoretisch» empfindet: erste Verstimmungen, die sich wieder lösen und später immer stärker auftreten.

Lisa Elsässer verfügt wie schon in ihren Lyrik- und Erzählbüchern über das wache Auge und die genaue Sprache, solchen scheinbar geringfügigsten Seelenverwerfungen der Zweierbeziehung nachzuforschen und sie auf den Begriff zu bringen. Was kaum spürbar beginnt, wächst sich zu wachsender Entfremdung aus, einer Entfremdung, die auch eine gemeinsame Wohnung und später ein Aufenthalt in New York nicht aufzuhalten vermag. Am Ende – einem Ende ohne Schrecken – wird für Julia klar: «Ich kenne dich nicht wirklich.»

Die Schuldfrage, wenn man sie denn überhaupt stellen will, bleibt offen. Vielleicht steckt sie in diesem späten Brief von Julia, und vielleicht umschreibt dieser Brief, was über die Geschichte der beiden Figuren hinaus für viele Paarbeziehungen gilt: «Du willst eine schöne, leidenschaftliche, erotische, konfliktfreie, fraglose Beziehung. Aber die gibt es in dieser Form nicht. (...) Ich habe das Gefühl, dass ich Dir zu schwierig bin, zu unbequem, zu fragend, und die Schwierigkeit ist, dass ich oft unbequem frage. Dass ich wissen möchte, wer Du bist, und Du vielleicht gar nicht willst, dass ich das von Dir weiss. Ganz hoffnungslos bin ich geworden, dass wir auch diese grosse Liebe in ein kleines Leben, ein kleinstes gemeinsames Leben einfügen können.»

Lisa Elsässer: *Fremdgehen*. Rotpunktverlag, Zürich, 2016. Fr. 24.-.

Lesungen:

**8. September, 19.45 Uhr, Literaturhaus Zentralschweiz Stans
2. Oktober, 11 Uhr, Museum Bickel Walenstadt**

Rom-Facetten, notiert und gezeichnet

Erica Engeler und Karl A. Füller weilten für drei Monate in der «ewig» geheissen Stadt. Der Vexer-Verleger hat aus ihren Skizzen und Notaten ein Buch gemacht.

TEXT: RAINER STÖCKLI

Alte Freunde mit Bücherregalen möchten den Eindruck haben, Erica Engeler sei zuständig für Südamerika, im Besonderen für Argentinien. Dass die St.Galler Lyrikerin und Übersetzerin auch fürs Vermitteln von Rom-Partikeln in Frage komme, muten wir ihr zwar allzeit zu (und hat der Kanton ihr auf Bewerbung und Antrag hin generös zugemutet), aber zu erwarten war das nicht ohne Weiteres.

Denn es ist doch ein Unterschied, ob eine Frauenfigur (ganz nah an der Autorin) die Überfahrt über den Atlantik berichtet oder ob eine Schriftstellerin ihre Visite einer Metropole in Sätze fasst. In manchmal lyrische, jedenfalls immer poetische Sprachkunst-Stücke fasst, was die Stadt der Statuen, Galerien, Paläste, der Brunnen und Kirchen ihr vor Augen stelle. «Im Garten des Quirinals versperre ich einer Ameise den Weg.» «Unter dem schlaffrigen Blick der Katze / stürzt das Auge durch die weisse Kolonnade» (Palazzo Spada).

Schreiben in und über Rom

«Niemand erobert diese Stadt», hat Hanns-Josef Ortheil statuiert. In Rom könne, wer dort nicht heimisch sei, nicht ankommen... Marie-Luise Kaschnitz hat Jahre in Rom gelebt (nicht nur dort verweilt) und hat während mehr als vier Jahrzehnten hundertmal über Rom geschrieben. Gedichte, Notizen zum Tag, Erlebnis-Nachschriften. Doch sie hat sich nie verstiegen, von «ihrem Rom» zu sprechen, anders als etwa Luigi Malerba, der zum Porträt *Mein Rom* legitimiert war.

Hierzulande haben wir von – nebst vielen anderen – Elisabeth Binder, Lukas Hartmann, Jörg Peter, Kuno Rauber anerkannte Rom-Epik gelesen; keiner ihrer Romane macht sich jedoch anheischig, die Weltstadt zu erfassen und abzubilden. Bestenfalls «Schauplätze» sind in den Blick der Leser gestellt und sind Protagonisten unterwegs zwischen Tiber und Hügeln, zwischen Villen und Ruinen. Bestenfalls ist Handlung «situiert» im vergleichslos reizenden Plan einer historisch bereiteten Grossstadt, möglicherweise aber eben auch im riesigen Areal einer «schlecht gelüfteten Rumpelkammer» (Ortheil).

Engeler und Füller sind mit «Facetten» aus dieser Stadt zurückgekehrt. Die Schriftstellerin mit Sprachbildern von Brunnenrändern, von Glanz und Trümmern, von Lärm und Beben, von Lichtschlägen und Staub, von Strudeln und Stillständen... Der Zeichner mit Skizzen von Krügen und Körperteilen, Skulpturen und Abfällen, Engeln und Kartoffeln, von Händen, Ohren, Hufen, Gesichtern, Früchten. Auch mit Abstraktionen berührender Bildvorlagen wie zum Beispiel Arbeiten de Chiricos oder Gemälden des Flamen Jacob de Backer. Bewegend noch in Kugelschreiber-Zeichnung auf DIN A5-Bogen des Letztgenannten *Christo morto sorretto da un angelo*.

Von da wär kurz und leicht der Schritt (der Übergang) zu Ivo Ledgerbers Engeln, zu dessen Rom-Geschichten und Rom-Momenten, zu dessen Textkolumnen je Tag und Impressions-Serien je Stadtgang (publiziert 2004 im Waldgut-Verlag nach Rom-Monaten im Jahr 2002). Weiteren Zugang zum Rom-Erleben böten Ledgerbers Gedichttagebücher unter dem Titel *Roma* sowie eine schmale, sozusagen private Zusammenstellung konziser Texte im Heft *Drei kleine Reisen*. Alles das würde Susanne Röckels 1997er Empfindung bestätigen, in Rom komme kein Fremder ums Notieren herum, weil man anders «dem Übermass an Eindrücken nicht gewachsen» sei.



Atome des Augenfilms

Beobachtungen vereinzeln oder eine Begegnung sprachlich kondensieren, Atome des Augenfilms festzeichnen oder zu Stillleben miniaturisieren: Engelers und Füllers Kunst in einem Band, der dafür gemacht ist, zweimal um 180 Grad gewendet zu werden – einmal in der Waag-, einmal in der Senkrechten. Die Buchgestaltung Josef Felix Müllers legt einem nahe, für ein Rom-Panorama zurückzutragen auf Peter O. Chotjewitz' sowohl geschilderte als auch gezeichnete *Spaziergänge*: kulturell vorbildlich ausgreifend und mit handgrafischen Plänen versehen, unmassstäbliche – wie das Wortbild es sagt – Stadt-«Facetten», das heißt Schliffebenen eines Edelsteins, im übertragenen Sinn Teilflächen einer Stadt, worin «Zeit und Staub und Abgas / stockend / in den Atemwegen» sich ablageren (Engeler).

Erica Engeler: *Rom in Rom* / Karl A. Füller: *Sehspuren Rom*. Vexer-Verlag, St.Gallen 2016. Fr. 38.–.

Guillermo Tell und der Augenarzt

Annette Hug erzählt die unglaubliche Geschichte des philippinischen Schiller-Übersetzers und Revolutionärs José Rizal.

TEXT: PETER MÜLLER



José Rizal (1861–1896), der Nationalheld der Philippinen, hatte nur ein kurzes, dafür aber bewegtes Leben. Er wurde Augenarzt, lebte 1882–1886 in Europa und wurde als Journalist und Schriftsteller zum Vordenker der philippinischen Unabhängigkeitsbewegung. Die Philippinen waren damals eine spanische Kolonie, Rizals Kritik richtete sich vor allem gegen das gesellschaftliche System und die Macht der Priester und Mönche. 1896 brach in Manila ein Aufstand gegen Spanien aus, José Rizal wurde als Hauptverantwortlicher hingerichtet – obwohl er sich immer gegen Gewalt ausgesprochen hatte. Eine Biografie wie geschaffen für einen Roman.

Annette Hug, Autorin in Zürich, hat dafür einen hochinteressanten Nebeneingang gewählt: Rizal hat, auf Anregung seines Bruders, Friedrich Schillers Bühnenklassiker *Wilhelm Tell* (1804) in seine Muttersprache Tagalog übersetzt. Das Stück sollte auch auf den Philippinen seine Wirkung entfalten können, die Rizal ähnlich unterdrückt sah wie die vier Waldstätte im Mittelalter, wobei Rizal der revolutionären Gewalt – wie erwähnt – skeptisch gegenüberstand. Annette Hug ist für diesen Ansatz prädestiniert. Sie studierte in Zürich und Manila Geschichte und Women and Development.

Was heisst «Lawine» auf Tagalog?

Der Hauptstrang des 200-seitigen Romans widmet sich Rizals Übersetzungsaufgabe, darin verwoben sind biografische Rückblenden und die Nacherzählung von Schillers *Tell* aus der Sicht Rizals. Äussere Spannung und Dramatik gibt es da wenig, innere dafür umso mehr. *Wilhelm Tell in Manila* berichtet vom Abenteuer des Übersetzens, vom Denken und Fühlen im Schnittbereich verschiedener Sprachen, vom Suchen nach Wörtern und Bildern (Was heisst «Landvogt», «Lawine» oder «Natur» auf Tagalog?). Dazu kommt ein faszinierendes Geflecht von Bezügen. Rizal sieht Europa zum Teil mit den Augen eines Ethnologen, ist dort aber auch selber Gegenstand ethnologischen Interesses. Er stösst auf Wissenschaftler und Bücher, die ihm Wichtiges über seine Heimat vermitteln, und ist seinerseits Kulturbotschafter seiner Heimat. Er realisiert, wie viel ihm die europäische Kultur schenkt, weiß aber auch, wie sehr die Europäer und vor allem die Spanier der Kultur seiner Heimat geschadet haben – zum Beispiel im Schulwesen oder beim Zerstören oder Verkümmernlassen von Traditionen.

Schillers *Wilhelm Tell* erhält in der Begegnung mit der Sprache und der Lebenswelt der Philippinen neue, unbekannte Facetten. Rizal selbst ist von Schillers Text sicher auf die eine oder andere Weise beeinflusst worden und ist heute – wie *Wilhelm Tell* – ein

Nationalheld. Und wir Leserinnen und Leser in der Schweiz realisieren: Auch wir müssen den *Tell* – jahrzehntelang das «Nationalstück» unseres Landes – im Grunde genommen neu übersetzen, in unsere Gegenwart holen, wenn wir ihm ernsthaft begegnen wollen.

Zur Uraufführung kam es nicht

In José Rizals Leben und Nachleben erhält man durch die Optik des Buches allerdings nur einen begrenzten Einblick. Das zeigt sich schnell, wenn man im Internet nach ihm googelt. Und gelegentlich wirkt *Wilhelm Tell in Manila* auch etwas angestrengt und über-literarisch. Mit Gewinn zu lesen ist der Roman trotzdem, und ein Beleg dafür, wie spannend Nebeneingänge sein können. Man muss zu einem Thema nicht immer den naheliegenden, ausgetretenen Haupteingang nehmen.

Rizal hat seinen *Wilhelm Tell* übrigens nicht mehr auf der Bühne erlebt. «Zu einer Aufführung an der Fiesta von Kalamba kam es nicht. Die Pächter und Unterpächter waren in Aufruhr, sie wehrten sich gemeinsam mit dem Verwalter gegen eine neue Steuer, stellten die Landtitel des Dominikanerordens in Frage, verstrickten sich in einen Rechtsstreit, den sie verloren. Da wurden sie vom Land vertrieben. Die ganze Familie Rizal floh nach Hongkong», schreibt Annette Hug. Gedruckt erschien Rizals *Guillermo Tell* erstmals 1907, elf Jahre nach seinem Tod, ebenfalls in Hongkong.

Annette Hug: *Wilhelm Tell in Manila*, Wunderhorn, Heidelberg, 2016. Fr. 28.90.

Lesung: Mittwoch, 14. September, 20 Uhr, Comedia St.Gallen

Depressiv im Sunetal

Soll man den Rasen mähen oder ist es jetzt Zeit für Change? Stahlberger liefert mit seinem neuen Album Liedgut für Unentschiedene, das Frohe schockieren und Frustrierte amüsieren könnte.

TEXT: MICHAEL FELIX GRIEDER

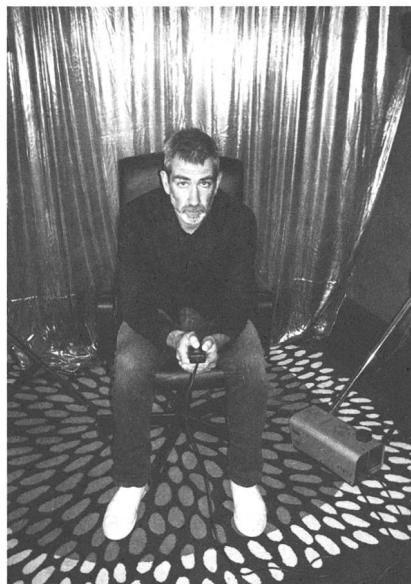


Bild: pd

Stahlberger, der Bestseller aus der Saiten-Küche, der Alleskönnner, Tausendsassa und Überflieger hat in jüngster Zeit seine Seele dem Satan verkauft. Er flankierte auf SRF1 die Late-Nights von Dominic Deville und seine Comics waren früher auch besser. Kann man also von einer Krise sprechen? Na und Jein. Er schlägt sich nämlich laut Label einerseits tatsächlich mit dem Thema Midlife-Crisis herum (gute Besserung von unserer Seite!), und andererseits nahm er diese Misslage just zum Anlass, wieder mal ein Album zu produzieren.

Die zweite Soloscheibe (und die etwa siebte überhaupt) wartet auf mit einem anthroposophie-verdächtigen Cover: Stahlbi in der Mitte etwas überbelichtet, sein Kopf aufgelöst in einer aquarellierten Farbenexplosion, die seinen Körper umgibt. Der Titel schlüsselt auf; er befindet sich im *Kristalltunnel*. So heisst auch der erste der zwölf Tracks. Der beginnt mit Lagerfeuergitarre und erzählt von einer Acid-Fantasie oder einem Spiesserwochenende, so sicher kann man das nicht wissen: «Abo denn dobe sii / Fahne dri / Ussicht gnüsse / me gspürt Musig dur eim dureflüsse».

«Jo denn... schwierig schwierig» geht es weiter, unterlegt mit einem Beat, der sich selbst nicht ganz ernst nimmt, dafür ist das Thema traurig: «Und si reded über dini Kolumne und da interessiert di jetz / Aber sie findet sie total scheisse, Schüelerziitigniveau / Und sie kenned di vom Foti und du tenksch: schlächte Moment zum use cho». Wo führt das hin, wenn nicht zu «Bombe im Lawaboo». *Haslifix* handelt von einer Band aus den 90er-Jahren, die einen Hit hatten mit «Gängbäng im Usgäng», den es nicht auf Youtube gibt, und deren Schlagzeuger inzwischen Rasen mäht.

Arschkalte Gesellschaftsanalyse

Willkomme im Sunetal ist ein Sommerhit, was bei einer Platte, die im Herbst erscheint, von schwarzem Humor zeugt. Eine Dorfdisco-

hymne mit Eurodance-Ästhetik, man ist, ums mit Kate Ryan zu sagen, «désenchanté». Pathetisch peitscht die vollsynthetische Linie durch den Song, und der erzählt vom depressiven Dorfleben im schattigen Sunetal, wo der Industrielle Wacker auch den Eltern Arbeit gibt. Diese schauen wie alle anderen, obwohl «zwar langwillig und freiwillig», die wöchentliche Ausgabe vom Wacker-TV, «will i de Firma wird's irgendwie erwartet und mengmol froged's no». Als würde der ADHS-Man von Bild-mit-Ton Mani Matter produzieren, gelingt Stahlberger damit eine dieser arschkalten Gesellschaftsanalysen, wie man sie von ihm spätestens seit dem kannibalischen Frühwerk *Hüt wird de Nochber grilliert* kennt.

Verwandtschaftsterror durchzieht auch *Familiefehri* in «Schwede oder in Finnland». Mehr égalité als fraternité attestiert der Liedermacher auch dem *Stau*, der ultimativen Begegnungszone «vo Appenzell bis Solothurn»: «Arm-riich, im Stau sind alli glich / Une-obe wird ughobe / Wenn de Bundesrot im Tunnel steht».

Noch mehr musikalische Eintönigkeit wird in *Da mit üs* zelebriert, eine Schlussmachballade im Umfeld von Gassefascht und Schlagerbands. Alles wird dann besser; *Lühhis hend gmerkt ihri Wänd sind z kahl*. In *Change* entdeckt man den Stillstand, das Feststecken im Sumpf (Schelm, wer an St.Gallen denkt) als depressives Potenzial: «Da isch doch nöd so schlimm / Es isch sowieso Zift für en Change / Du wirsch gschider en andere Mensch». Die unglaublich pragmatischen Zeilen sind schauderhaft und schön.

Wie Regener ohne Pathos und Gefühlsduselei

Wieder synthielastiger ist das Protokoll eines Symposiums für grafisches Design im Kurort *Bad Gastein*. Das Stück thematisiert die Getriebenheit zweier langweiliger Schicksale, die aus Müdigkeit spontan langweilig bleiben. Bevor Bit-Tuner Marcel Gschwend das Ganze mit dem *Crystal Dance* auflöst, treibt Stahlberger das Sujet auf die Spitze: «Mis Sackmässer heisst Hans / Und mini Sandale heissed Brueder Chlaus und Heraklit / I bi jetzt Eremit», und als Eremit muss man nichts mehr sagen.

Stimmungsmässig ist man immer in der Nähe von Sven Regener, einfach ohne Pathos und Gefühlsduselei. Wenn da überhaupt Gefühle sind, und davon muss man ausgehen, kommen die dermassen trocken daher, dass man das ganze als ironische Depression bezeichnen könnte. Bedenkt man schliesslich die alles durchziehende und ausschlaggebende Midlife-Crisis, ein Zustand, der heute im Allgemeinen direkt an die Pubertät anschliesst, kommt man zur Lösung: *Kristalltunnel* ist schlechthin ein Hipsteralbum. Nur, dass Stahlberger weiss, was er tut.

Manuel Stahlberger: *Kristalltunnel*, Irascible Music.

manuelstahlberger.ch, irascible.ch

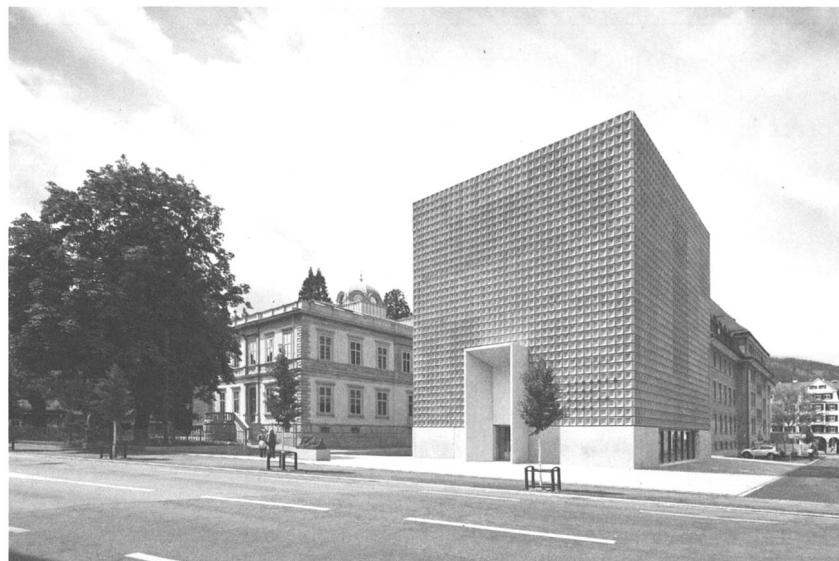
Konzerte:

- 2. September, 20 Uhr, Kellerbühne St.Gallen**
- 3. September, 20 Uhr, Zeltainer Unterwasser**
- 10. September, 20:30 Uhr, Rotfarb Uznach**
- 23. September, 20:15 Uhr, Gong Aadorf**

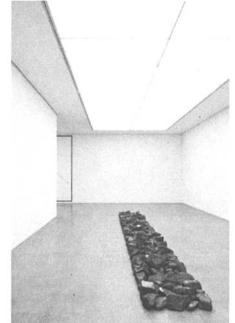
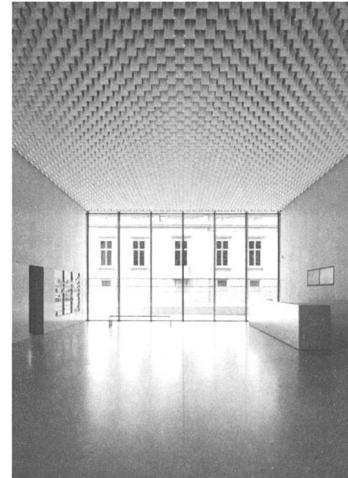
Das Labyrinth schafft Klarheit

Das neue Bündner Kunstmuseum von Barozzi/Veiga in Chur ist ein Wurf. Und die Eröffnungsausstellung *Solo Walks* ebenso.

TEXT: URSULA BADRUTT



Das Kunstmuseum Chur von Barozzi/Veiga, Gesamtansicht, Foyer (Bilder: Ralph Feiner) sowie Ausstellungsraum mit Alpine Line von Richard Long.



Rundum Begeisterung. Das neue Bündner Kunstmuseum, eines der insgesamt drei kantonalen Museen, sticht gleichermaßen heraus und fügt sich ein, ragt wörtlich heraus und geht unter. Im Kleinen wie im Grossen, vom Schattenwurf in der Kassettierung der einzelnen Fassaden-Betonelemente bis zum Zusammenspiel des Solitärs mit den umliegenden Bauwerken und allem voran im Zeigen von Kunst ist hier ein Juwel entstanden, unverkrampft und selbstverständlich.

Die Begeisterung stellt sich schlagartig ein, nachdem ich als regelmässige Churgängerin in den vergangenen paar Jahren vor Ort jeweils eher skeptisch (oder war es neidisch?) erst auf die Umstände, dann auf die Baulücke, danach auf das riesige Loch im Boden und schliesslich auf diesen grauen Turm geäugt habe, auf einen Bau nota bene nicht einmal von einem der zahlreichen namhaften Bündner Architekturbüros, sondern von – ja von wem schon wieder?

Geschenk und Geschick

Das Architekturbüro Barozzi/Veiga aus Barcelona überzeugte 2012 die Jury im zweistufigen Wettbewerb zum Erweiterungsneubau des Bündner Kunstmuseums mit einem ornamentierten Betonbau. Fabrizio Barozzi aus Rovereto und Alberto Veiga aus Santiago de Compostela arbeiten seit 2004 zusammen, haben sich mit der Philharmonie in Stettin in Polen internationalen Ruhm geholt und sind zurzeit unter anderem seit 2011 am neuen Museumsquartier in Lausanne sowie am Wiederaufbau des abgebrannten Tanzhauses in Zürich tätig, zu dem sie 2014 den Wettbewerb gewonnen haben. An der Architektur-Biennale in Venedig zeigen sie aktuell eine Säuleninstallation, die ihr Interesse an scheinbar Gegensätzlichem, etwa Monumentalität und Feinfühligkeit, Einfügung und Autonomie, gut auf den Punkt bringt.

Die Zeit drängte in Chur, denn der Zürcher Unternehmer, Mäzen und Graubünden-Liebhaber Henry (Harro) Bodmer hatte

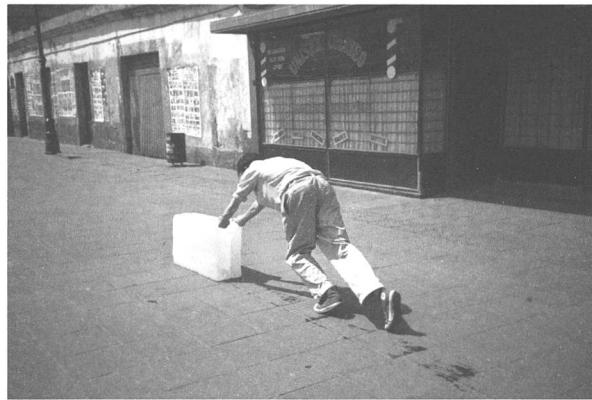
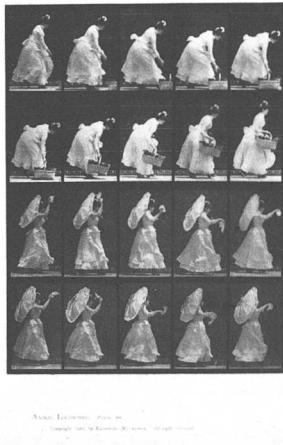
dem Kanton zu seinem eigenen 80. Geburtstag 20 Millionen Franken für den Erweiterungsneubau geschenkt, die er noch um 8,5 Millionen aufstockte, und zudem übernahm er die Kosten für die Sanierung der Villa Planta. Das gab auf allen Seiten gehörig Schub. Ein Jahr zuvor war Stephan Kunz zum neuen Museumsdirektor gewählt worden. Nach nur vier Jahren Planungs- und Realisierungszeit beginnt nun eine neue Ära fürs Bündner Kunstmuseum.

Ganz so gradlinig proper, wie es nun aussieht, war die Geschichte allerdings nicht. 1981 gab es Abbruch-, Neubau- und Erweiterungspläne, die allesamt durch das Kantonsparlament verworfen wurden zugunsten einer Sanierung. Diese zog sich, nicht zuletzt infolge eines Brandes, bis 1990 hin.

Vom Trichter angezogen

Vom Bahnhof her kommend, fällt als erstes der nun umzäunte ehemalige Zugang in die Villa Planta auf. Der 25 Jahre lang gewohnte Weg ist abgeschnitten, das macht missmutig. Nach wenigen weiteren Schritten aber öffnet sich ein neuer platzartiger Stadtraum, leicht vertieft, breit und offen zur Grabenstrasse hin, einladend wie ein Trichter. Die dort *Liegende* von Hans Josephsohn kündet kontrastierend den *Schreitenden* von Alberto Giacometti an. Der helle Bodenbelag umfasst als Vorplatz den Neubau und zeichnet in seinem Ausmass den Grundriss des unterirdischen Baus nach. Der scheinbar fensterlose Körper könnte hermetisch wirken und an ein Mausoleum erinnern. Schliesslich wollte sich der vor einem Jahr verstorbene Geldgeber auch ein Denkmal bauen. Doch das mattglatte Sockelband mit den ebenerdigen Fensterfolgen auf zwei Seiten lässt den Würfel schweben. Als städtebauliches Ensemble mit der Villa Planta, aber auch mit andern Nachbargebäuden, ergibt sich ein kongeniales Zusammenspiel im Ganzen wie in Details.

Der Trichtereffekt setzt sich im hochaufragenden Torrahmen fort, die gläserne Tür öffnet sich von selbst und schon stehen wir im querrechteckigen, lichten, einer Markthalle ähnlichen Foy-



Aus der Ausstellung **Solo Walks: Werke von Eadweard Muybridge (A: Lifting a basket. B: Running and waving a handkerchief), Francis Alÿs (Paradox of Praxis I) und Roman Signer (Einbruch im Eis)**. Bilder: Bündner Kunstmuseum Chur

er. Eine bislang unvertraute Sicht auf die Villa Planta lässt beim Blick durchs Fenster ganz oben den Halbmond aufblitzen. Ja, sie ist es. Erbaut 1876 als prunkvolles Wohnhaus im palladianischen Stil mit orientalisierenden Motiven für Jacques Ambrosius von Planta, den Begründer des ersten Schweizer Baumwollhandelshauses in Alexandria, ist sie seit Anfang des 20. Jahrhunderts Museum.

Umherstreifen ohne Ende, ohne Anfang

Doch zurück ins Foyer des Neubaus. Zwei Treppen starten die labyrinthisch anmutende Raumabwicklung. In diesen beiden Erschließungstrakten befinden sich auch Anlieferung, Haustechnik, Warenaufzug. Das eine Treppenhaus führt hinauf in den als Kunsthalle zu nutzenden Laborraum – zur Eröffnung klug bespielt von Zilla Leutenegger –, dann weiter zu Atelier und Kunstvermittlung und zu Werkstatt, Museumstechnik und Fotostudio im dritten Stock. Hier herrscht überall Tageslicht, obwohl der Bau von aussen fensterlos wirkt.

Über das andere Treppenhaus lockt *Solo Walks* in den Untergrund. Hier, im zweiten Untergeschoss, werden die Erschließungstrakte zu freistehenden übergrossen Säulenelementen mit Innenleben wie Toiletten und geheim anmutenden Durchgängen und Querverbindungen. Das dritte Untergeschoss dient Grossformaten der Sammlung sowie Werken vor und nach Ausstellungen zur Lagerung.

Die Ausstellung über das «Gehen» ist kein Klumpenstaunen über grosse Namen, obwohl solche keineswegs fehlen. Auf höchst anregende Weise sind Werke wie ein Fussreliquiar aus dem Basler Münster und eine Frauenfigur mit Holzbein unter einer Glasglocke von Louise Bourgeois miteinander verwickelt und weisen weiter zu Alberto Giacometti's *Paris sans fin*, Guy Debord's *The Naked City* und Thomas Hirschhorn's *Nietzsche-Map*. Zum Beispiel. Ohne Anfang, ohne Ende verlieren wir uns im Umherstreifen. *Solo Walks – Eine Galerie des Gehens* ist ein Bravourstück, das die künftige Ausrichtung der Wechselausstellung in Chur, aber auch der Sammlungsphilosophie des Bündner Kunstmuseums höchst verheissungsvoll macht. «Ab nach Chur» heisst es ab sofort noch öfters.

Gleich und anders

Gehend eignen wir uns diesen neuen und den neuen alten Bau weiter an, steigen auf. Das Raumgefüge gibt sich nicht gleich Preis, will entdeckt und erfahren werden. Im ersten Neubau-Untergeschoss sind Teile der Sammlung präsentiert, beginnend bei Kirchner, um auf vielen Wegen, mal mäandernd, mal kreisend zu Dieter Roth, André Thomkins, Andreas Walser und vielen mehr zu kommen. Die

Frauen sind etwas selten am Zug. Und dann kommt vermittelt zwischen Arbeiten von Mai Thu Perret eine mittige Treppe. Das Spiel im Labyrinth geht weiter. Wo sind wir?

Die Treppe führt hinauf ins Untergeschoss der Villa Planta und spiegelt in der Erinnerung vage jene Passerelle von Peter Zumthor, die einst die Villa mit dem nun abgebrochenen Sulserbau verband, wo erst das Naturmuseum zuhause war und dann die Wechselausstellungen des Kunstmuseums stattfanden. Wie soll bei solch absurdem Wegverkehrungen die Orientierung die Oberhand behalten? Erst allmählich wird die ganze Klugheit und Raffinesse in der Bezugnahme zur historisierenden Villa klar, deren Räume sich auf vier Ebenen ebenfalls um einen inneren Kern abwickeln. *gleich & anders* echot nun die lichtbringende Arbeit aus Aluminium von Markus Raetz im Neubau-Treppenhaus, ein Geschenk von Stadt und Kanton – ein Dankeschön.

Entschlackt, geklärt und mit neuer Lichtführung ist die Villa Planta die abschliessende Krönung. Aufgespart wie ein kalorienreicher und raffinierter Nachtisch ist hier den Giacometti's, Segantini und Angelika Kaufmann in intimen Räumen zu begegnen, aber auch dem Humor und der Treffsicherheit von Gerda Steiner & Jörg Lenzlinger oder Vaclav Pozarek, um übers Restaurant, gestärkt mit einem tatsächlichen Stück Torte, hinaus und weiter zu schweifen.

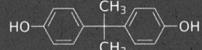
Und St.Gallen?

Was können andere, zum Beispiel St.Gallen, von Chur lernen? Nichts. Weder Fordern noch Jammern noch Neiden nützen. Was es braucht, ist das Verständnis und die Überzeugung, dass Kunst die Welt wenn nicht zu ändern, so doch zu spiegeln vermag, Erkenntnisse bringt, komplexe Zusammenhänge sichtbar macht, Identifikation schafft, bewegt, Zeit schenkt. Und Glücksgefühle. Und dass ein Museum dies sichtbar macht, reflektiert, näherbringt, öffentlich hält. Welch attraktives Anreizsystem für Geldgaben!

Solo Walks:
bis 6. November, Kunstmuseum Chur
buendner-kunstmuseum.ch

GRABENHALLE

SEPTEMBER 2016



Freitag 02. I 21.00

THE LIMETTES

GAYS&FRIENDS-PARTY

Samstag 03. I 19.00

**SIMON WAHL (AT) &
GUITAR SPOTS (CH+AT)**

Montag 05. I 20.00

DICHTUNGSRING NR. 109

Freitag 09. I 21.00

LIVE ROOTS REGGAE

DIXKSON AND STONE FAMILY (CH)

Samstag 10. I 22.00

PURPLEMOON PARTY

Donnerstag 15. I 20.30

HALLENBEIZ

Samstag, 17. I 22.00

TRIBAL DANCE

PETTRA live in Concert

Samstag 24. I 15.00

**25 JAHRE VELOKURIER
ST.GALLEN**

Mittwoch 28. I 20.00

JOULANGERIE

Donnerstag 29. I 20.30

HALLENBEIZ

Freitag 30. I 19.30

WURST & TANZ

PROGRAMMGROUPE DER GRABENHALLE

BRUCHTEIL

| Freitag 26. August I 20.30

| **MAXI JAZZ &
THE E-TYPES BOYS**

| Mittwoch 07. I 20.30

| **TOBIAS CARSHEY**
BULLAUGENKONZERT # 60

| Freitag 16. I 21.00

| **PARIAH (ZH)**

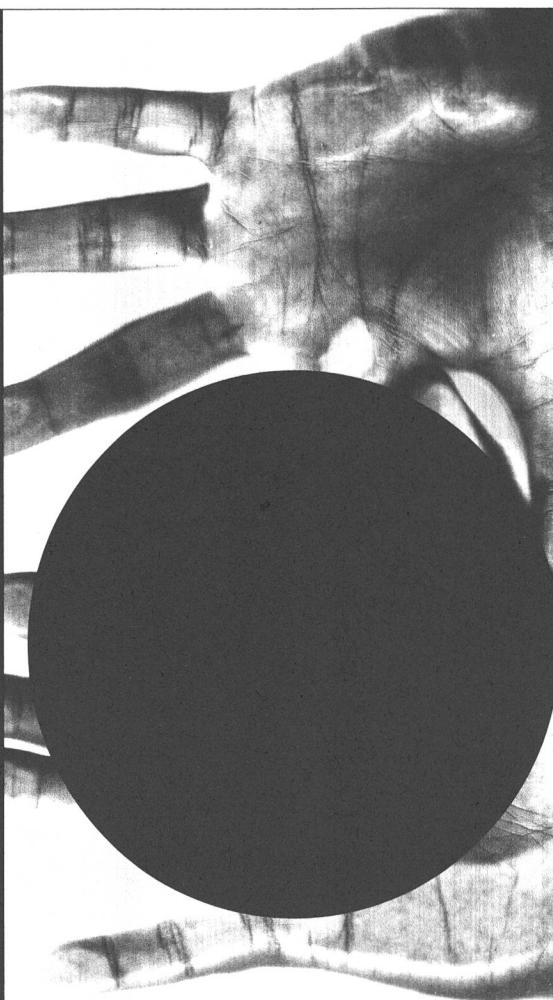
| Freitag 23. I 21.30

| **POTHEAD (D)**

| Samstag 01. Oktober I 19.00

| **A-SYNTH FEST 2016**

St.Gallen
WWW.GRABENHALLE.CH



Do. 15.9.

FRANKIE COSMOS (USA)

J&L DEFER (ZH)

Saisonstart mit charmanten Lo-Fi-Pop-Miniaturen aus New York.

Do. 22.9.

METÁ METÁ (BRA)

São Paulos aufregendste Band mit einem unbändigen Mix aus Brazil, Punk, Jazz und Afro-Beat.

Sa.–So. 24.–25.9.

**JETZT ERST FEST:
10 JAHRE PALACE
ST.GALLEN**

24 Stunden am Stück mit Musik und Texten überall im Haus, vom Orchestergraben bis zum Backstage.

WWW.PALACE.SG

Frauenbande

TEXT: CORINNE RIEDENER

Das erste A-Synth-Fest 2014 in der Grabenhalle dauerte noch einen Tag beziehungsweise eine Nacht. Letztes Jahr waren es bereits zwei Nächte, inklusive Filmvorführung im Palace und Fragestunde mit Elektronikpionier Bruno Spoerri. Diesen Februar fand in der Grabenhalle eine zweieinhalbe weil eintägige Winteredition des Synth-Fests statt, aber keine Sorge: Die dritte Ausgabe des herzblütigen Festivals ist wieder auf zwei Tage angelegt.

Filmisch geht es am Freitag auf die Reise in eine von der Vergangenheit inspirierte, imaginäre Parallelwelt, in der die Kreativen von Ghost Box immer wieder wühlen: *Ghost Box Retrospective* von Julian House porträtiert das 2004 gegründete britische Label mit digitalen und analogen Techniken; mit Animationen, Mischschnitten, Clips und anderen audiovisuellen Schnipseln. Das Resultat: «Eine Welt, in der die kollektive Halluzination existiert» – «eine eigentümliche Mischung aus Kinderfernsehen, 1960er-U-Bahn-Animation und sich entwickelnden Op-Art-Mandalas».

Den musikalischen Teil des Abends bestreiten Caterina Barbieri, Iokoi und Aria sowie Nite Jewel. Lange ist es gar nicht her, dass Iokoi das Palace beeindruckte, letzten November erst half sie Bit-Tuner Marcel Gschwend, seine Platte zu taufen. Am Synth-Fest kann man ihre eindringliche Stimme nun in Kombination mit den hypnotischen Visuals von Aria, mit der sie seit zwei Jahren arbeitet, geniessen. Danach wird Ramona Gonzales alias Nite Jewel, die Dritte in diesem freitäglichen Frauenbund, ihr im Juni erschienenes Album vorstellen. *Liquid Cool* – live von einer «Armee von Synthesizern» unterstützt – widmet sich dem Alleinsein in einer überfüllten und separierten Welt. Zum Ausgleich danach: Elektro Shab3ton von Karawan.

Am Samstag kann zu allererst einmal gefragt werden: Bruno W, Fanzine-Schreiber, Labelbetreiber und Gründungsmitglied der Zürcher Darkwaver von mittlegeisen, wird dem Publikum Red und Antwort stehen. Die 1981 gegründete Band ist bekannt für ihre sozialkritischen Texte – Bruno W gibt Einblicke in diese Zeit des Umbruchs, die für die musikalische und politische Schweiz unersetzlich war.

Der Rest des Abends wird dann wieder ziemlich in die Beine gehen: Den Anfang machen Ventil aus Österreich mit ihrem pulsierend-glühenden Instrumental-Techno. Weiter geht es mit Group A aus Japan, einem Spektakel für die Augen samt unterkühltem Industrial-Soundtrack und Geige, gefolgt von Blank Mass' sphärischer «Drohnenmusik» aus Worchester und Pye Corner Audio's düsterem, UK-Downtempo-Techno – alles sehr tanzbar! Die DJ-Sets für den Endspurt liefern dieses Jahr Jim Jupp aka Belbury Poly & Julian House aka The Focus Group sowie Jauss vom Magazin «Zweikommastiefen». (co)

A-Synth Fest 2016:
30. September und 1. Oktober, Grabenhalle und Palace St.Gallen.

asynthfest.ch

Frauenbadi

TEXT: MICHAEL FELIX GRIEDER

Headliner wie Stiller Has, Papst & Abstinenzler oder Thomaten & Beeren spielten in den letzten fünf Jahren am Weiher Unplugged auf und verliehen dem Ereignis eine gewisse Aura. So heißt es zwar neuerdings Weiher Openair, doch es findet sich auch in diesem Jahr eine schöne Gruppe Musikerinnen und Musiker in der St.Galler Frauenbadi ein, um zu beweisen, dass Liedermacherei keineswegs nur ein *special-interest* darstellt.

Den Auftakt macht der regionale Donnerstag-Abend, präsentiert vom Projekt Startrampe (Migros-Kulturprozent), mit den nicht-mehr-wirklichen Geheimtipps Faber und Wolfman. Zweitene warten auf mit sphärischem Elektro-Pop und melancholischem Gesang, der Zürcher Songwriter Faber mit hochdeutschen, poetischen Texten und einfacher, aber intensiver Begleitung. Eingeleitet wird der Abend mit rockigen Popsongs von Private Blend und den funkigen Superjam.

Den zweiten Tag bestreiten unter anderen die Badener Al Pride mit «einem wahren Beat-Feuerwerk», gefolgt von Brandhärd, die mit «einer phänomenalen Live-Band» für Stimmung sorgen werden. Strandhotel Markus singen teilweise schlagerverdächtig über synth-lastigen Arrangements Dinge wie: «Lass meine Katze schlafen, denn sie hatte einen strengen Tag». The Doodles können dafür auch Calypso und CH-Reggae-Rap für Freunde von Gewürz-zigaretten.

Das Samstagsprogramm beginnt schon am frühen Nachmittag mit den Liedern von Solotrium, Emanuel Reiter, Ramon Clau und Marius (von der Jagdkapelle). Neofolk-poppig leiten Torp den Abend ein, gefolgt von der lebenden Legende Götz Widmann (ehemals Joint Venture), dem mit *Krieg & Frieden* einmal mehr ein Wurf von Album gelungen ist.

Schliesslich bringt der australische Vagabund Stu Larsen seine Songs über Liebe, Leben und 13 traurige Abschiede. Nicht vorstellen muss man den Rheintaler Shem Thomas, der nach der Silbermedaille in einer Casting-Show Pharrel Williams' *Happy* vom Platz 1 der Hitparade vertrieben hat. Mit den westschweizerischen Chansons von Carrousel kommt das Festival vor Mitternacht zum Höhepunkt. (mfg)

Weiher Openair: 15. bis 17. September, Frauenbadi St.Gallen
weiher.ch

Heller als Weiss, klarer als gedacht

Die Künstlerin Gilgi Guggenheim eröffnet in St.Gallen ein Museum der Leere. Damit erweitert sie die städtische Kultur um ein wunderbares Angebot weniger.

TEXT: ADRIAN RIKLIN

Durch die grosse Scheibenfront ist gedämpft Strassenverkehr zu hören. Noch riecht es nach frischer Farbe. Gilgi Guggenheim sitzt auf einer Holzbank, dem einzigen Mobiliar in diesem Raum im Parterre des Jugendstilgebäudes an der Haldenstrasse. Kein Tisch, kein Stuhl. Kein Bild. Nichts. Ausser dieser Leere. Ist es das ferne Rauschen des Strassenverkehrs, welches die Stille im Raum so klar hörbar macht – und damit auch eine gewisse Verheissung, die darin mitschwingt?

Drei Wochen noch, dann eröffnet Guggenheim hier ein Museum der Leere. Als Künstlerin setzt sie sich seit Jahren mit Bereichen auseinander, die sich der Darstellung entziehen. So etwa mit der Frage, wie sich ein Licht auf die Leinwand bringen lässt, das «heller ist als das hellstmögliche Weiss».

Idee mit Strahlkraft

Das Thema der Leere beschäftigt die Künstlerin seit fünf Jahren. Aufgrund der immer grösser werdenden Bilderflut nahm sie eine gewisse Bildermüdigkeit in unserer Gesellschaft wahr. Als Dozentin für das Fach Inspiration an der Höheren Fachschule für Bildende Kunst und in offenen Atelierkursen wiederum hat Guggenheim eine Methode entwickelt, in der es darum geht, kreative Kraft aus der Leere zu schöpfen.

Nun geht Guggenheim einen Schritt weiter und möchte der Stadt ein Stück Leere schenken. So simpel die Idee auch scheint, ihre Wirkung ist erstaunlich: «Verglichen mit der Lunge, die sich füllt und leert, ist es, als stelle sich – allein schon durch die Idee und Vorstellung eines solchen Museums – bei Vielen das Gefühl ein, mehr Raum zum Atmen zu haben.»

Tatsächlich. Schon an diesem Nachmittag ist an der Haldenstrasse eine Leere spürbar, die über das Nichtvorhandensein von Material hinausgeht. Als ob sich die Leere diesen Raum, in dem zuvor schon eine Kunstmalerin gearbeitet hat, ausgesucht hätte, um sich in aller Stille verdichten, ausbreiten und entfalten zu können. Liegt darin das Geheimnis: dass sich die Idee je eher von selbst realisiert, desto heller die Vorstellung davon ist?

Guggenheim versteht das Museum als «begehbarer architektonische Skulptur» ebenso wie als «kuratorisch agierende Plattform». Das Foyer soll in erster Linie zur Auseinandersetzung und zum Austausch dienen. Es beinhaltet eine ständig wachsende Sammlung mit Bezügen zur Leere von theoretischen bis künstlerischen Sichtweisen. In einer Hörstation sind derweil Gedanken und Ideen zur Leere von Kindern und Erwachsenen zu hören.

Der Ausstellungsraum ist vom Foyer aus durch einen offenen Wandrahmen zugänglich. Die Leere, das eigentliche Werk des Museums, wird erst durch das Eintreten in diesen Raum erlebbar. Besucherinnen und Besucher, die sich auf diese, wie Guggenheim sagt, kostbare Leere einlassen, können sie sich zu eigen machen und in ihren Alltag mitnehmen: «Sobald sie den Ausstellungsraum verlassen, splittert sich die Leere in einzelne Teile auf. Dabei verliert sie aber nicht an Volumen. Vielmehr dehnt sie sich dadurch über ihre räumliche Grenze aus. Daraus kann ein Netzwerk der Leere entstehen.»

Eine erste Duftnote

Episodisch will Guggenheim den Raum Kulturschaffenden aus unterschiedlichsten Sparten zur Verfügung stellen, deren Arbeit sich auf die Leere bezieht. Dabei wird ihnen offen gelassen, ob sie die Leere allein durch ihre Präsenz und Sichtweise bespielen und definieren oder eine Intervention im Raum vornehmen, welche diesen in keiner Weise gefüllt hinterlässt. An den Vernissagen werden also höchstens sicht- oder unsichtbare Spuren einer immer wieder von neuem erarbeiteten Leere wahrnehmbar sein. Nach und nach baut sich so eine Art angesammelte Gruppenausstellung der Leere auf. Wobei es den Kulturschaffenden freistehen soll, ihren Arbeitsprozess in schriftlicher, zeichnerischer, akustischer, fotografischer oder filmischer Form als Aufzeichnung im Foyer abzulegen. Dort sollen auch die *Filme der Leere*, die einzig erhältlichen Werkstücke, aufliegen: An den besuchsfreien Tagen nach jeder Vernissage wird eine im Ausstellungsraum stationierte Kamera die wiedergewonnene Leere 90 Minuten lang filmen.

Zum Auftakt von Guggenheims Eröffnungsausstellung «brighter than white» an der Museumsnacht wird das Museum vom Wiener Konzeptkünstler Paul Divjak, der als Duftpoet bereits internationale Museen olfaktorisch verwandelt hat, mit seiner molekularen Installation «Memories of Water» eingeweiht. Ab dann kann das Museum ausserhalb der Öffnungszeiten auch als Inspirations- und Arbeitsraum reserviert werden. Es soll ein Raum für alle sein. Oder wie es Guggenheim formuliert: «Ich erweitere das Kulturangebot um ein Angebot weniger.»

MoE Museum of Emptiness, Museum der Leere: Haldenstrasse 5, St.Gallen.

museumOE.com

Eröffnung: Museumsnacht St.Gallen, 10. September, ab 18 Uhr. Eröffnungsrede von Kirstin Schmidt um 19 Uhr, dazu Glasklares von Cocktails&Bitters sowie ein offenes Feuer mit leerem Rost für Mitgebrachtes.

museumsnachtsg.ch

Töne aus der Stille

Was es alles den Sommer über zu überstehen galt – Openair, Sanggallerfest, Strassenfeste, Gassenfeste, Erstaugustfeste, Dach- und Keller- und Brücken- und Tunnelfeste ... Da scheppert einem durch die zugeschütteten Ohren gerade noch knapp der alte Rilkesatz nach, leicht abgewandelt: «Herr, es ist Zeit, der Sommer war sehr laut.» Höchste Zeit für ein Gegenprogramm.

Dieses könnte «Leere» heißen – Gilgi Guggenheims «Museum of Emptiness» unternimmt einen solchen Versuch, dem Nicht-Geschehen einen Ort zu widmen, mehr dazu nebenan auf Seite 62.

Einem vergleichbaren Paradox wie dem der inszenierten Leere unterwirft sich, wer die Stille zum Veranstaltungsthema macht. Doch es gibt sie, auch und gerade in der Musik. Möglicherweise tendiert am Ende alle grosse Musik zum Schweigen – oder nährt sich zumindest aus dem Nochnicht- oder dem Nichtmehr-Hörbaren und -Spielbaren. Im September ist gleich eine ganze Veranstaltungsreihe in St.Gallen und im Appenzellerland diesem Thema und dem Erfahrungsraum der Stille gewidmet: *Silence* heißt das Projekt, inspiriert vom Toggenburger Musiker Peter Roth.

Roth, unermüdlicher Mittler nicht nur zwischen unterschiedlichen Musikkulturen, sondern auch zwischen dem Klang und der Stille, hat dafür ein neues Werk komponiert. *Silence – ein Lob der Stille* spannt einen musikalischen Bogen «vom Mantra zum Zäuerli und vom Gregorianischen Choral zu Jazzballaden», wie die Ankündigung verspricht. Zu den musikalischen Zutaten kommen Texte aus unterschiedlichen mystischen Traditionen, von Hildegard von Bingen, dem Sufidichter Dschalal ad-Din Muhammad Rumi, dem deutschen Barockmystiker Angelus Silesius und der Theologin und Autorin Dorothee Sölle. Zu Wort und Klang steuert der Autor und Medienkünstler Alexander Lauterwasser Wasser-Klang-Bilder bei.

Im Rahmenprogramm wird die Stille von verschiedenen Seiten weiter ausgeleuchtet – oder praktiziert. Unter den Mitwirkenden sind Zenmeister Niklaus Brantschen, Autor Lorenz Marti und Pfarrerin Verena Hubmann, der Künstler Karl A. Füller mit einer Installation sowie die Musikerinnen und Musiker Maria Walpen, Peter Waters, Michael Neff und Renata Bodor. Für besonders Stillebedürftige (oder Stillebefähigte) gibt es zudem ein viertägiges Seminar. (Su.)

Peter Roth: Silence – ein Lob der Stille: 16., 17. und 18. September, Pfalzkeller St.Gallen

Rahmenprogramm und Infos: silence.sg

WEIL WIR LANDKARTEN LIEBEN

machen wir Reisen. Das Auto steht bereit,
ist bepackt. Der Abenteurer wartet geduldig.
Wir umarmen einander, zählen auf 3.

Ich ziehe hoch. Es muss ein einziges ununterbrochenes Hochziehn sein aus dem Rollstuhl auf die Füsse.
Doch es gibt einen Augenblick

mittendrin, wenn der Abenteurer
in meinen Armen hängt zwischen Aufstehn
und Fallen – seine Brust klappt vornüber

sein Hintern knickt rückwärts, seine Jeans
rutscht nach unten, sein Hemd nach oben,
sein Bauch wobbelt über dem Abstand –

es ist nicht würdevoll. Und dann finden wir den
Kniff. Es ist, als würden wir beide innehalten
und beide loslassen zugleich – hallelujah – er

steht. Auf seinen eigenen zwei Füssen. Heirate ihn
nicht, sagten sogar gute Freunde,
dein Leben wird so eingeschränkt.

Auf dem Höhepunkt des Hochziehns setzen wir noch einen
Kuss drauf. Wir nähmen uns den Kuss auch ohne das Hochziehn
doch das ist nicht möglich. Vielleicht ist unser Kuss

ein freundliches Fuck-dich an alle, die zuschauen
und denken, unser Leben sei weniger als das ihre.
Weil wir Landkarten lieben, machen wir Reisen.

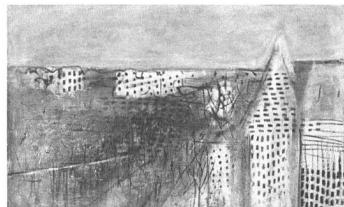
Jan Heller Levi

Dieses Gedicht hat Jan Heller Levi am 21. August in der St.Galler Militärkantine gelesen, im englischen Original mit dem Titel *Because we like the maps*; die Übersetzung aus dem Amerikanischen besorgte Florian Vetsch. Anlass war die Buchpremiere des Romans *Steinauge/Galapagos*, das neuste Buch des St.Galler Autors Christoph Keller. Befreundete Autorinnen und Autoren lasen Texte und zeigten Kunst, Keller selber las aus dem eben erschienenen Buch – der berührendste Beitrag aber war dieses Gedicht, eine Liebeserklärung der Autorin an ihren Ehemann und Rollstuhlfahrer Christoph Keller, mit Schlusszeilen, die auf Englisch so lauten: «Maybe our kiss / is a gentle fuck-you to anyone who's watching / who thinks our life is less than theirs.»

Das Original ist publiziert in Jan Heller Levi: *Orphan* (Alice James Books, Parmington, Maine 2014). Die deutsche Übersetzung ist hier erstmals publiziert.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI



Wer ist hier «entartet»?!

Der Aarauer Maler und Schriftsteller Karl Ballmer (1891–1958) zählte in den 1930ern zu den führenden Avantgardekünstlern der Hamburgischen Sezession. 1937 wird er von den Nationalsozialisten als «Entarteter» diffamiert und damit gezwungen, in die Schweiz zurückzukehren. Ein Vierteljahrhundert nach der letzten Retrospektive widmet ihm das Aargauer Kunstmuseum eine umfassende Einzelausstellung.
Karl Ballmer – Kopf und Herz bis 13. November, Aargauer Kunstmuseum Aarau
aargauerkunsthaus.ch

BKA
BERNER KULTURAGENZA



Sicherheit oder Freiheit?

Jürg Halter, früher Kutti MC, ist ein Berner Stadtoriginal und literarisches Enfant terrible. Für Konzert Theater Bern moderiert er bereits die Anti-Talkshow «Gegenaufklärung», zum Auftakt in die neue Saison stellt er nun sein erstes Theaterstück «Mondkreisläufer» vor. Darin geht es um Halter-typische Themen wie Sicherheit, Freiheit, Wohlstand und Kapitalismus.
Mondkreisläufer
Premiere: 10. September, 19:30 Uhr, Vidmar 2, Liebefeld konzerttheaterbern.ch

KOLT



Warum Kultur?

Joachim Rittmeyer präsentiert eine Tafelrunde, die unwissentlich dabei ist, eines der grossen Rätsel der Menschheit zu lösen: Warum Kultur? Mit von der Partie sind seine Kultfiguren Theo Metzler, der alles hinterfragt und nichts beantwortet, der agile Jo van Nabo, der so eloquent radet, wie er musikalisch ist, und Hanspeter Brauchle, verletzlicher Pechvogel und wandelndes Fragezeichen in Personalunion.
Joachim Rittmeyer – Bleibsel
23. und 24. September, 20.15 Uhr, Theaterstudio Olten theaterstudio.ch

KuL



Wie klingt die Burgruine?

Seit 2012 präsentieren sich am Princely Liechtenstein Tattoo hochkarätige Militär-Bands aus Europa, überregionale Spitzenformationen und nationale Kulturräger. Das vergleichsweise kleine Tattoo hat sich aufgrund der einzigartigen Atmosphäre auf der historischen Burgruine Schellenberg und dem gelebten Austausch zwischen Publikum und Teilnehmern einen guten Namen in der Szene gemacht.
The Princely Liechtenstein Tattoo
1. bis 3. September, Burgruine Schellenberg
princely-tattoo.li

Coucou



Hat jemand feiern gesagt?

Wenn Stadtfest zum Feste lädt, ist ein erlesenes Programm garantiert: Dieses Jahr spielen Blind Butcher und John Gailo aus den USA und Rüschlikon. Mit dabei sind auch die DJs Diamond Skull und Crazy2000, die beide erwiesenmassen Epizentren guter Musik sind. Sie haben uns nämlich nicht nur zwei der besten lokalen Alben der letzten Jahre beschert, sondern machen sich auch hinter den Turntables bestens.
Stadtfest-Fest
30. September, 21 Uhr, Kraftfeld Winterthur kraftfeld.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz